

Darum beten wir auch immer für euch, dass unser Gott euch eurer Berufung würdig mache und in seiner Macht allen Willen zum Guten und jedes Werk des Glaubens vollende.

2 Thess 1,11

Die Formulierung klingt arg gedrechselt, aber doch wie eine freundliche Bitte: Die Thessalonicher sind berufen zum Glauben, und, wenn man den Versen 3 und 4 dieses Kapitels glauben darf, erfolgreich berufen. Sie haben den „Willen zum Guten“ und tun „Werke des Glaubens“. Nun möge Gott das alles wohlgefällig segnen, das scheint es, was Paulus sagen will. Ich denke zwar, dass dies nicht falsch ist, aber mir scheint, der eigentliche Punkt der paulinischen Formulierung liegt tiefer. Und die gewundene Ausdrucksweise kann eine große Sorge nicht verdecken. Ja sind die berufen, aber sind sie dessen auch „würdig“? Sie haben den Willen zum Guten, sie leben auch und handeln aus ihrem Glauben, aber kommt dabei auch etwas Gescheites heraus? So wie ich es jetzt formuliere, klingt es wie Misstrauen und würde eigentlich bedeuten, dass Paulus vorher, in 1,3f, gelogen hätte, wenn er sagt, deren Glaube wachse, ihre Liebe nehme zu und sie seien standhaft. Das ist ja ein ständiger Topos im Umgang kirchlicher Autoritäten mit den Gläubigen: Ihr seid zwar Gläubige, aber ganz gläubig seid ihr nur, wenn ihr glaubt, was wir glauben. Diese Form gibt es auch bei Paulus und dennoch denke ich nicht, dass es hier darum geht. Mir scheint vielmehr, dass Paulus hier von dem ganz großen Problem des Aufbaus einer halbwegs einheitlichen Organisation redet. Überall hat er Gemeinden gegründet. Andere haben das ebenfalls getan. Manchmal war einer von denen mit ihm zusammen, manchmal kamen sie später in die Gemeinden, wo er schon gewesen war. Manchmal hatte er Begleiter mit dabei, die aus den Gemeinden stammten, manchmal gab es vor Ort besondere Vertraute. Manchmal waren die in den Gemeinden anerkannt, manchmal nicht. Aus all dem resultierte ein sehr schwaches und erschütterungsanfälliges Netzwerk. Deshalb reist Paulus unaufhörlich, schickt seine Vertrauten kreuz und quer, trifft sich mit Abgesandten, schreibt Briefe und lässt sie gezielt zirkulieren. Es nutzt alle Instrumente des bewussten und planmäßigen Organisationsaufbaus. Das ist soweit wenig überraschend. Es gibt zu seiner Zeit sehr wohl einiges an Erfahrung in dieser Hinsicht, es gibt ein gewisses Wissen darum, wie so etwas geht, und vor allem gibt es das Römische Reich mit einer Verkehrs- und Informationsinfrastruktur, deren er sich als Römischer Bürger und jüdischer Intellektueller zu bedienen weiß. Man muss, nur am Rand sei's gesagt, die Person des Paulus beachten. Er ist extrem gut ausgebildet, kann selbstbewusst mit politischer Macht umgehen, hat beste Kontakte, ist weltgewandt, spricht mindestens vier Sprachen (Aramäisch, Hebräisch, Latein und Griechisch). Der ist kein Provinzler mehr wie Jesus. Aber für unser Problem ist das egal. Hier geht es nicht um Methoden und Techniken, hier geht es um die innere Konsistenz der neuen Zusammenhänge. Sie alle, diese vielen Gemeinden, Individuen (na ja, eher weniger, Familienangehörige, die einen Schritt schneller sind als die anderen, wäre vielleicht eine mögliche Vorstellung), Familien, Sklavengruppen, sie glauben an Jesus. Aber an welchen? An den, der vom Tod auferstanden ist, würden so ziemlich alle wohl noch gesagt haben. Aber was ist dann noch gemeinsam darüber hinaus? Ach so, ja, die sind ja auf einem neuen Weg, die sind der Neue Weg und das schweißt zusammen. Außerdem hatte Jesus das ja wohl auch geboten, einander zu lieben. Es fällt auf, wie Paulus diese Formel in 1,3 benutzt. Er konstatiert erfreut, dass die „gegenseitige Liebe...bei euch allen“ zunimmt. Da ist nichts, keine Spur von der theologischen Bedeutung, die die Liebe zum Bruder bei Johannes hat. Paulus stellt nur fest, dass die in Thessalonich zusammenhalten, und das findet er gut. Theologisch bedeutet ihm die Liebe zur Wahrheit etwas, wie er in diesem Brief etwa in 2,10 andeutet, aber sie ist für ihn kein Begriff, in dem er Gesellschaft beschreibt. Das muss es ja auch nicht, zumal er mit seinen universalistischen Ansätzen ja genau das aufruft, was bei Johannes die Liebe bewirkt. Hier allerdings zeigt sich, dass er deshalb ein anderes Moment braucht, um der Organisation der Gläubigen auch in deren eigener Wahrnehmung Bedeutung und Realität zu verleihen. Dass sie als Menschen erlöst sind und als Christgläubige darum wissen, ist das eine. Wie dieses Wissen ein einheitliches, für alle gleiches, ein theologischer Kanon also sein könnte, ist eine ganz andere Frage. Und wie diejenigen, die dem Neuen Weg anhängen, auch ein Bewusstsein ihrer Gemeinschaft erlangen und eine umfassende

Organisationsform finden können, gehört zwar engstens dazu, ist aber nicht dasselbe. Paulus kann nicht aus seiner Haut. Er muss diese direkten Bezüge objektivieren. Es reicht ihm nicht, dass die einander lieben, dass sie dadurch ihre Berufung beglaubigen, dass sie das Gute wollen und praktische Konsequenzen aus ihrem Glauben ziehen. Ich weiß nicht, ob Paulus das damals schon (in den Strukturen, die Inhalte waren andere) kannte, dass es ganz leicht geht, dass für Menschen all das gilt, was ich gerade aus dem Brief zusammengefasst habe, und sie doch reaktionäre, ja faschistische Arschlöcher sein können. Opus Dei etwa wäre ein geradezu paradigmatisches Beispiel dafür. Der gute Wille, der Glaube an Jesus, das Zusammengehörigkeitsgefühl, das praktische Engagement erschaffen noch keine Kirche. Da bleibt noch eine Menge zu „vollenden“. Ersetzen wir den „Glauben an Jesus“ durch den „Widerspruch gegen die kapitalistische Globalisierung“, dann wird sichtbar, dass diese vier unbedingt notwendigen Bedingungen nicht einmal ausreichen, um attackiert werden zu lassen. Aber sie sind ein aberwitziges Potenzial, wenn sie denn vorhanden sind. Wie also, das ist die Frage, die Paulus in unserem Text eruiert, wird aus diesen unverzichtbaren Voraussetzungen auch eine reale Organisation? Paulus delegiert diese Aufgabe an „unseren Gott“. Das ist für einen christlichen Autor normal, aber völlig unabhängig davon, ob wir an diesen Gott glauben. Wir wissen, dass kein Gott die Alltagsfragen der Organisation löst, und von denen redet Paulus hier. Und umgekehrt steht fest, dass das Problem sich nicht dadurch erledigen würde, dass Gott etwa tot wäre. Ob tot oder nicht, im Alltag etwa des Aufbaus der europäischen Blockupyproteste hilft das Wissen um dessen unbedingte Notwendigkeit, das könnte man vielleicht dem Universalismus des Paulus parallel setzen, gar nicht. Es hilft auch nicht der Ersatzgott der Inhalte oder des Textes, dem alle zustimmen. Der Ersatzgott der Basisdemokratie schadet eher, weil er das Gemeinsame verdeckt, erst recht, wenn er eine alleinseligmachende Gestalt annimmt wie etwa in der asamblea (und die dann noch virtuell im Netz). An all diesen Krücken ist etwas richtig, nichts ist ganz falsch, es ist eine gemeinsame Bewegung und selbst das stimmt nicht ganz. So wie Paulus welche ausgrenzt, die den innersten Kern, das Prinzip des ganzen Diskurses, infrage stellen, so grenzen wir die Faschisten aus. Aber genau das tun die in Osteuropa oft nicht, zum Teil ganz bewusst nicht, etwa jetzt in der Ukraine, und zerstören mit gerade dieser scheinbaren Offenheit jegliche Aussicht auf eine emanzipatorische Bewegung. Paulus kommt über die Formulierung seiner Hoffnung und die Erkennbarkeit seiner Sorge nicht hinaus. Das macht Hoffnung. Der konkrete Formierungsprozess der Kirche war ja keineswegs selbstbestimmt, schon gar nicht nur aus den paulinischen Wurzeln und Überlegungen. Er folgte ganz stark äußeren Machtinteressen, die selbstverständlich auch immer interne Entsprechungen haben. Aber grundsätzlich hat Paulus eine gute Idee. Lasst uns mal, sagt er, zur Kenntnis nehmen, dass wir ein gemeinsames Anliegen haben. Dafür treten wir öffentlich ein und sind sicher, dass sich von daher die Welt ändern wird. In diesem Sinne gestalten wir auch unser tägliches Leben. Weil nie feststeht, wie diese allgemeinen Grundsätze umzusetzen wären, schaffen wir ein ziemliches Durcheinander. Das, genau dieses Durcheinander und das Recht eines und einer jeden von uns, dies zu schaffen und da präsent zu sein, nehmen wir jetzt als Basis für den nächsten Schritt. Paulus bittet Gott, wir könnten gleichwertig zum Beispiel einander versprechen, dass wir ernsthaft das Gemeinsame suchen. Wir müssten vertrauen, selbst dann könnte es schiefgehen. Ohne Vertrauen geht es nie. Paulus muss für den Aufbau der Kirche Gott vertrauen und in ihrem realen Werden gewinnt dennoch die Macht. In der politischen Wirklichkeit ist das so oft wiederholt worden, dass es schon langweilt, es zu erwähnen. Jede Offenheit für einen Prozess ist die Offenheit für sein Scheitern. Das ist das göttliche Prinzip: Ein Gott, die die Freiheit ihrer Geschöpfe will, ist immer gescheitert, aber nicht, weil Gott die Freiheit nicht wollte, sondern weil die Geschöpfe sie genutzt haben, um neue Abhängigkeiten zu etablieren. Was geht dagegen? Sehen, dass wie hier in Thessalonich alle Mindestbedingungen da sind, und hoffen, dass das noch lange nicht das Ende der Entwicklung ist. Dabei drücken wir ChristInnen diese Hoffnung als Bitte an Gott aus, wie Paulus es hier formuliert. Aber das muss man nicht, es bleibt trotzdem dasselbe.